

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 20 (1930)
Heft: 9

Artikel: Schweizerstädte : Bern, die Bundesstadt
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636160>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

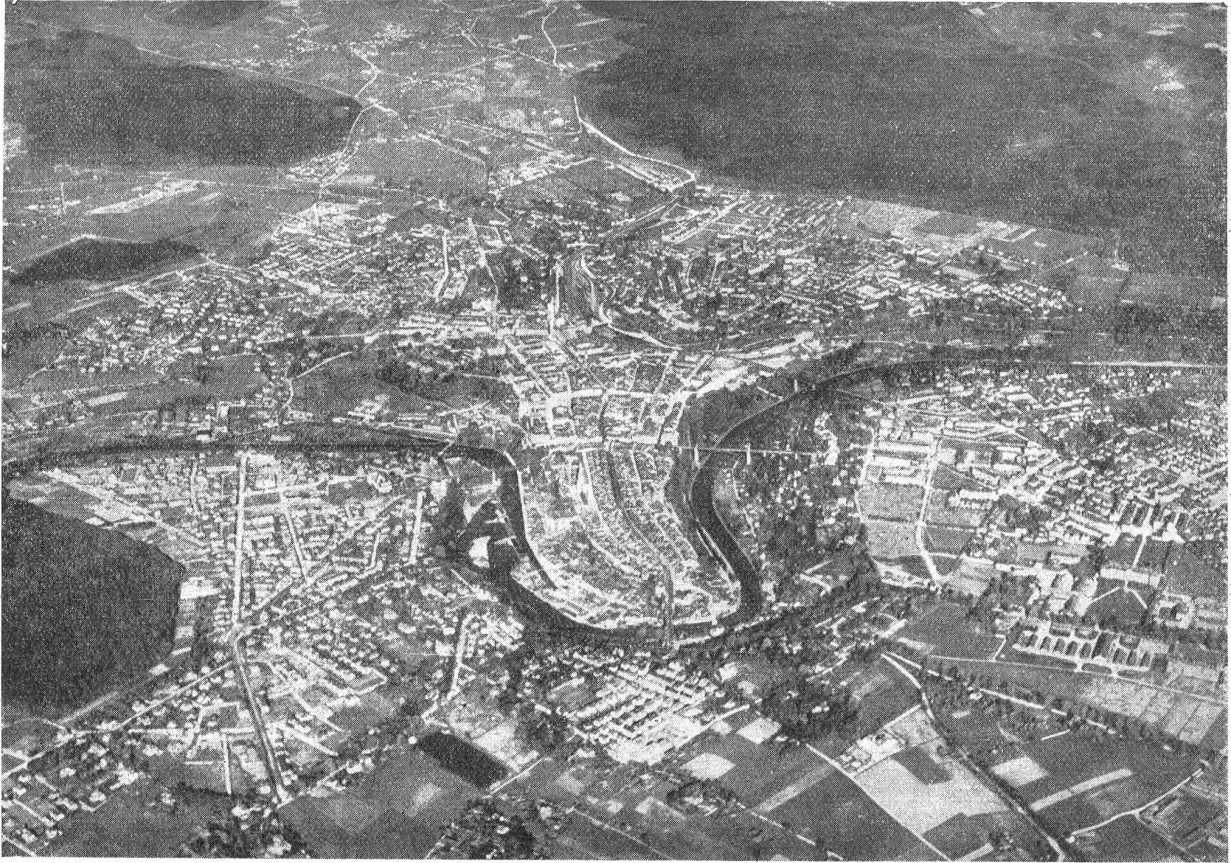
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Bern, die Bundesstadt. (Aufnahme der „Ad Astra“ aus 1250 Meter Höhe. Blickrichtung Westen.)

Die Altstadt auf dem Felsentern der Aarehalbinsel hebt sich deutlich ab von den Außenquartieren. Die freie Entwicklung nach Westen und Südwesten (Länggasse und Mattenhof-Sulgenbach) erscheint nur durch einen grünen Wälderrahmen (Bremgarten- und Rbnizbergwald) gehemmt. Durch eine Lücke desselben greift das Stadtareal nach Bümpliz hinaus. Verfümmert ist die Entwicklung nach Osten (Schoßhalde), während Süd- und Nordquartier längst in die freie Landschaft hinausgewachsen sind.

Schweizerstädte: Bern, die Bundesstadt.

Der Bund Schweizerischer Architekten hat vor kurzem ein wertvolles Buch erscheinen lassen, das einen Einblick geben will in die Entwicklungstendenzen des schweizerischen Städtebaus. Es betitelt sich: „Städtebau in der Schweiz — Grundlagen“ und ist redigiert von Architekt Dr. Camille Martin, dem Chef des Genfer Stadterweiterungsbureaus. Herr Martin starb leider mitten aus der Arbeit heraus, aber für ihn trat dann der nicht weniger kompetente Basler Architekt Prof. Dr. S. Bernoulli in die Lücke und vollendete das Werk; prominente Männer des Faches standen ihm als Mitarbeiter zur Seite. Die Publikation ist eine Zusammenfassung von Studien, die schon an der Berner Landesausstellung mit bemerkenswerten Resultaten zur Geltung kamen und die in bereinigter und erweiterter Form als Städtebau-Ausstellung 1928 zuerst in Zürich, später auch in Bern neuerdings der Öffentlichkeit vorgelegt wurden. Mit dem vorliegenden, mit Abbildungen (auffschlußreiche Fliegeraufnahmen der 10 größten Städte der Schweiz und ebenso viele Straßenbilder), farbigen Stadtplänen und Planskizzen reich ausgestatteten Werk ist den Baubehörden und Baubeflissenen eine Wegleitung in die Hand gegeben, die sich zweifellos segensreich auswirken wird für die künftige städtebauliche Entwicklung in der Schweiz.

Wir möchten am Beispiel Bern — Zürich mag als Gegenbeispiel dienen, andere Bilder werden folgen — dartun, was auch der Laie sich mit Nutzen aus den „Grundlagen“ merken kann. Der Verlag Frey & Wasmuth in Zürich stellt uns freundlicherweise die zugehörigen Bildstöcke zur Verfügung.

Das Fliegerbild, von Osten her aufgenommen, läßt den mittelalterlichen Stadtkern auf der hochgelegenen Aarehalbinsel mit seinen längsgerichteten, nach Westen sich fächerartig ausbreitenden Straßenzügen deutlich erkennen. Als politische Städtegründung ist Bern nach strategischen und nicht nach verkehrsnützlichen Gesichtspunkten angelegt worden. Die erste Entwicklung über den durch die Neuzeit gesprengten Festungsgürtel hinaus setzte im Westen und Südwesten an, d. h. da, wo die alte Stadt nicht durch das tiefe Tal der Aare von ihrer Umgebung abgeschnitten war. Zuerst entwickelten sich das Länggäß- und das Mattenhof-Sulgenbachquartier; dann wurde durch die von einer englischen Baulandgesellschaft gestiftete Hochbrücke das Kirchenfeld der Ueberbauung erschlossen. Folgte das Nordquartier, nachdem die Kornhausbrücke erstellt war. Am weitesten zurück blieb das Schoßhaldenquartier, weil die Zugänge auch nach dem frühzeitigen Bau der Neuen Nydeckbrücke durch steile Rampen ungünstige geblieben sind.

Die Geländeformen bedingen nicht nur die horizontale Entwicklung, sie bestimmen auch den vertikalen Aufbau. Aus dem Nebeneinander und Uebereinander (untere Stadt, Stalden, Matte) ergeben sich die reizvollen, überraschenden Aspekte der Altstadt, die ihr mittelalterliches Gepräge noch ziemlich rein erhalten hat. Die hochgelegenen Außenquartiere sind oder waren bis vor kurzem die Domäne ungebundener privater Bautätigkeit; sie genießen vor der Altstadt wohl teilweise den Vorteil freierer Sicht und bei aufgeloderter Bauweise mehr Luft und Licht, aber haben andererseits verkehrsun günstige Straßenzüge und sonstige städtebauliche Mängel.

Die topographischen Verhältnisse wiesen auch den Zufahrtsstraßen zur Stadt die Richtung. Diese konnten nicht anders angelegt werden, als wo sie seit Jahrhunderten



Zürich, die größte Schweizerstadt. Aufnahme der Ad Astra aus 1500 Meter Höhe. Blickrichtung Südosten.

Die Altstadt (in der Gegend des zweitürmigen Grossmünsters) verschwindet im Häusermeer der Neustadt, das ein breites Flußtal füllt, an die Abhänge des Zürichberges hinaufbrandet und auf beiden Seeufern verehbt. In der Talmitte, hart an der Altstadt, münden die Bahnliesen in einen Kopfbahnhof. Die ausgedehnten Eisenbahnanlagen verlangen gebieterisch noch mehr Raum, und mit Millionenaufwand werden die Geleise verschoben und gehoben, um damit rechtzeitig den Notwendigkeiten einer noch anspruchsvolleren Zukunft gerecht zu werden. Zürich hat zirka 225,000 Einwohner.

durchführen. Die alte Berner Regierung tat ein übriges, indem sie diese Hauptverkehrslien kunstgerecht korrigierte (Murgauer- und Muristalden 1750—1760) und städtebaulich musterträchtig ausstattete; die damals angelegten Alleen gegen Papiermühle, Bolligen, Ostermündigen, Muri, an der Enge und an der Laupen- und Murtenstraße sind heute noch ein Schmuck unseres Stadtbildes und verdienen die Pflege, die man ihnen angedeihen läßt.

Bern ist als Bundes- und Beamtenstadt vornehmlich Wohnstadt, leidet darum nicht unter den Einflüssen und Unzulänglichkeiten ausgesprochener Industriequartiere. Eine vornehme Bautradition aus den Zeiten der alten Patrizierstadt, macht sich in gewissem Sinne auch in den neuen Quartieren noch geltend. Ueber das althergebrachte Höhenmaß von 4—5 Stockwerken hinausgehende Mietskasernen sind in Bern selten. Das Nordquartier zeigt die meisten dieser betrüblichen Ausnahmen; dies infolge Fehlens einer zielbewußten Kommunalpolitik in den ersten Jahren seiner Entwicklung.

Bern verfügt über ausgedehnten öffentlichen Bodenbesitz (zirka 53,8 Prozent), der Löwenanteil (32,8 Prozent) fällt auf die Bürgergemeinde, der u. a. der weit sich streckende Bremgartenwald gehört, während der Bodenbesitz der Einwohnergemeinde nur bescheiden ist (14,9 Prozent). Doch hat letztere ihr Terrain in den letzten Jahren systematisch erweitert, um ihn für Gemeindebauten (Schulhäuser, Sport- und Spielplätze, Verwaltungsgebäude ic.) zur Verfügung zu haben. Sie war in der Zeit der größten Wohnungsnot in der Lage, Bauland an Baugesellschaften pachtweise abzugeben, und sie hat so billige Wohnungen ermöglicht. Gleichzeitig hat sie auf eigene Rechnung Wohnbauten erstellt, nicht immer mit städtebaulich glücklicher Hand. Nicht

sehr weitsichtig erzeigt sich die heutige Stadtverwaltung, wenn sie durch Terrainverkäufe die Einkapselung großer Schulhäuser (Sekundarschule Spitalacker), wodurch Tausenden von Kindern heute und künftig die Sonne entzogen wird, in die Wege leitet.

Gemeindeboden ermöglicht die Anlage von Grünflächen innerhalb des Stadtbezirkes, die als Parke und öffentliche Sport- und Spielplätze für Erwachsene und Kinder volkshygienisch von unschätzbarem Werte sind. Bern besitzt im Rößelgarten eine geradezu musterträchtige Anlage dieser Art. Mit Ausnahme des Nordquartiers, das in dieser Hinsicht sehr stiefmütterlich behandelt wird, sind die Außenquartiere noch reichlich mit unbebautem Terrain durchsetzt, die die Möglichkeit zu Park- und Gartenanlagen geben, oder sie befinden sich (Kirchenfeld und die Länggasse) in vorteilhafter Nähe ausgedehnter, wohlgepflegter Waldungen, wie unser Fliegerbild sehr schön zeigt.

Die Berner Verkehrsverhältnisse stehen, wie dies überall der Fall ist, unter dem Druck des modernen Verkehrstempos, das sich in ungestümem Crescendo gefällt. Ueber die Erweiterung des Hauptbahnhofes und seiner Zufahrtswege ist hier schon mehrfach berichtet worden. In zehn Jahren wird das Stadtbild aus der Vogelperspektive schon wesentliche Verbesserungen zeigen. Die Tram- und Lokalbahnliesen werden heute oder künftig durch Autobuslinien hinaus in die Vororte und in entlegene Quartierteile (hinteres Kirchenfeld, Schopthalde, Lorraine) glücklich ergänzt.

Wenn zukünftige Entwicklung über die Stadtgemeindegrenze hinausweist, oder wenn finanzpolitische Notwendigkeiten (Armenlasten, Verkehrsschwierigkeiten) sich einstellen, so wird die Frage der Eingemeindung angrenzender Vororte akut. Nachdem Bümpliz Bern angegliedert ist, rüden

König, Muri, Bolligen in die Fangzone der Stadt vor; doch besteht für keine dieser Gemeinden heute eine dringende Eingemeindungsfrage.

Bern zählte zu Beginn dieses Jahres ca. 112,000 Einwohner. Die Wachstumskurve zeigt seit 1895 eine stetig und ziemlich steil ansteigende Linie ohne Rückschläge, wie St. Gallen und Genf sie aufweisen. Bern ist Großstadt in ihrem ersten hoffnungsfreudigen Stadium. Der Flugplatz auf dem Belpmoos ist eine Verheißung am Zukunftshorizont. Die Autostraße kann eine werden, wenn sie nicht unersehbare Naturwerte zerstört. Man kann der Bundesstadt, ohne Chauvinist zu sein, im Hinblick auf die naturgegebenen Verhältnisse — man denke nur an ihre unvergleichlich schöne Lage und Umgebung — eine glückliche städtebauliche Entwicklung voraussagen.

H. B.

Das Hallerhaus in der Länggasse.

(Abbildung S. 119.)

Die anhaltend rege Bautätigkeit im Länggassequartier hat zur Folge, daß auch das Hallerhaus verschwinden wird, um mit dem dazu gehörigen Terrain Neubauten Platz zu machen. Man wird dem stadtbekanntem Bau, der im Volksmund bald Hütte, bald Burg genannt wird, kaum Tränen nachweinen; er ist auch nicht so alt, wie man vermuten könnte.

Zu Anfang April 1836 erwarb der Architekt Albrecht Karl Haller um Fr. 12,000 von der später Beauzite genannten Besitzung des Steinwerkmeisters Samuel Ludwig von Stürler, Vater, das heute von der Haller- und Gesellschaftsstraße und vom Sennweg begrenzte Land im Halt von 3 Tucharten und löste im Juni die darauf haftende Zehntgerechtigkeit ab. Er war am 16. Juni 1803 in Bern geboren, hatte bei dem Holzwerkmeister Karl Friedrich Wäber eine Lehrzeit durchgemacht und seine weitere Ausbildung in Karlsruhe erhalten, von wo aus er schon 1824 die bernische Kunstausstellung mit Plänen für ein neu anzulegendes Dorf besichtigte hatte.

Haller beabsichtigte, auf dem erworbenen Terrain Gebäude aufzuführen, aber auch Werkzeuge und dergleichen zu konstruieren und abzubinden und Bauholzvorräte zu deponieren, weshalb er sich von dem Verkäufer das freie Zu- und Bonfahrtsrecht von der Länggassestraße her ausbedingte. Nach kaum einem Jahr stand als erster Bau das große Haus da, wie es sich heute noch präsentiert, enthaltend „einen Keller, ein Plainpied, drei Stodwerke und Manfardes, jedes zu zwölf heizbaren Zimmern und zwölf Küchen, also zusammen sechszig heizbare Zimmer und sechszig Küchen, nebst Abtritten auf jedem Stodwerk und unter dem Dach Platz für Holz“. Daneben befand sich, auf unserer Abbildung nicht sichtbar, aber immer noch bestehend, wenn auch mit etwas anderer Zweckbestimmung, ein kleineres hölzernes Gebäude mit 24 Schweinefäßen, und ein Sodbrunnen war auch schon gegraben. Das langgestreckte, niedrige „Schöpfli“ im Vordergrund der Ansicht und ein zweiter Sod wurden bald darauf erstellt, wie auch ein großer Garten angelegt. Dann verkaufte Haller das Haus mit diesen Zubehörden und einem Umschwung von rund 2 Tucharten im Februar 1839 um 50,000 Schweizerfranken dem Johann Affolter von Koppigen, Wirt in St. Niklaus. Im Jahre vorher hatte er auch die heutige Bäckerei Horst erbaut, den Rest der Besitzung benützte er als Werkplatz, auf dem er einen großen Werkshopf errichtete.

Das Hallerhaus (dieser Name wurde ihm sofort beigelegt) mit seinen 60 Einzimmerwohnungen war für Leute mit bescheidensten Ansprüchen bestimmt, so daß es die besondere Aufmerksamkeit der Armenbehörden erheischte. So schreibt der die nachmalige Blumensteinbesitzung in der hinteren Länggasse bewohnende Negotiant Samuel Rüttschi als Armenpfleger in seinem Bericht vom 19. Januar 1839 an die Armenkommission, er glaube bisher so ziemlich zweckmäßig gewirkt zu haben: „Nur mit dem Hallerhaus will

es mir nicht gelingen, denn in diesem, wie Sie wohl wissen, von mehr als 60 Logementer bewohntem Gebäud, haben alle Monate Mutationen statt, beynahe alles was aus der Stadt durch Geldstake und andern vertrieben wird, nistet sich pro momento da ein, und belagert dann mein Haus mit Unterstützungsbegehren, aller Art, die dann gewöhnlich abweise, außer Fällen die gar zu sehr das Mitleid in Anspruch nehmen, und denen denn mit wöchentlicher Darreichung von Holz, Brodkarten und Muszeichen begegne; nun habe aus diesem famösen Haus bey 30 Familien wirklich die mehr oder weniger auch etwas genießen, und der Zudrang wäre noch größer, wenn nicht dort bekannt geworden wäre daß ich solche, die nicht sechs Jahre im Stadtquartier wohnen nicht unterstütze...“ Seiner Anregung, für das Hallerhaus einen eigenen Armenpfleger zu bestellen, wurde Folge gegeben, und es amtierten als solche 1840—1842 Notar Gruber, die folgenden zwei Jahre Fürspreh Wenger, der das Haus vielfach als Hallerspital bezeichnete, und nach ihm der Direktor der Realschule, S. Hugendubel. Hatte Gruber nicht weniger als 50 Familien unterstützt, so ging Wenger, gestützt auf sorgfältige Erhebungen, auf die Hälfte herunter. In seinem sehr eingehenden Bericht vom 31. Dezember 1843 entwirft er folgendes Bild des Hallerhauses und dessen Bewohner:

„Was nun das Haus selbst betrifft, dessen Bewohner meiner Pflege unterworfen sind, so ist dasselbe bekanntermaßen so beschaffen, daß nicht leichter irgendwo eine Anhäufung von Armen stattfinden kann, als eben hier — was die Erfahrung übrigens bestätigt. Denn was irgendwo anders unterkommen kann, zieht nicht in dieses Haus und was hingegen Ordnung, Zucht und gute Kindererziehung liebt, meidet dasselbe oder verläßt es sobald möglich. Daher könnte man dieses Haus allerdings, wie es auch geschieht, nicht ganz mit Unrecht die Ablagerungsstätte der Hefe der Armuth nennen und wenigstens zeichnet es sich darinn vor allen andern aus, daß, mit Ausnahme des darin wohnenden Hausverwalters, von den circa 60 Familien welche sich hier aufhalten und größtenteils sich eingemietet haben, keine einzige ist, die nicht als arm bezeichnet werden kann. Was aber als hauptsächlichstes Uebel bei diesem Haus angesehen werden muß, ist die beinahe zur Unmöglichkeit gewordene Pflicht der Eltern, einer guten Kinderzucht. Denn auch mit dem besten Willen ist solche bei den vielen und verderblichen Beispielen Anderer nicht wohl zu behaupten und wo die Eltern, wie es leider eben hier nur zu häufig der Fall ist diesen wichtigen Punkt ganz außer Acht lassen, ja noch dazu in ihrem eigenen Haushalt schlimme Exempel aller Art geben, da sind die Folgen unberechenbar.

Es ist sich daher nicht zu sehr zu verwundern, wenn bei den hier obwaltenden Umständen und bei der großen hier angehäuften Zahl von Bewohnern, dieses Haus eines nicht ganz guten Rufes genießt. Indessen mag denn doch die Vorstellung von dem schlechten Zustande desselben bei vielen zu groß sein und ich könnte hier Beispiele von ehrenwerten Personen anführen, die nach näher gemachten Bekanntschaft in und mit demselben, von ihren frühern Vorurtheilen gegen dasselbe ganz zurückgekommen sind. Wenn also auch zugegeben werden muß, daß dieses Haus allerdings böse Elemente in mehr als einer Beziehung in sich faßt, so kann und soll ich doch den Bewohnern desselben das Zeugniß geben, daß sie im allgemeinen nicht so schlimm sind wie man sie glaubt — wenigstens nicht schlimmer als andere ihres gleichen und daß im Speziellen es mehrere giebt, welche sich durch Ordnung, Zucht, Arbeitsamkeit und religiösen Sinn einen guten Namen erworben haben und dessen würdig sind — das glaube ich hier ebenfalls versichern zu sollen.“

„Wie bekannt, wohnen nur blutarme Leute im Hallerhause“, ist in einem andern Bericht zu lesen. Da war in einer solchen Einzimmerwohnung ein Handlanger mit Frau